

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 2 (1898)
Heft: 10

Artikel: Zu Johann Jakob Bodmers zweihundertstem Geburtstag
Autor: Waser, Hedwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573260>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Einer um den andern kommen jetzt die Geladenen. Da ist Frau Professor Stroz; sie tritt mit behäbigem Lächeln und viel Seidengeräusch über die Schwelle als stattliche Witwe, die es zwar nicht nötig hat und nur zu ihrer Unterhaltung einige Duzend tägliche Tischgänger hält. Ihr folgt ein hagerer Mann mit blassem Gesicht und ungewöhnlich langen Armen und knochigen Fingern. Es ist Herr Direktor Schaal, Elass Musiklehrer. Die Stellung des Lehrers zur Schönleberfamilie ist eine besondere, und es wert, erläutert zu werden. Zur Zeit, als nach Mama Schönlebers Ansicht der Moment gekommen war, wo Ella notwendigerweise einen Musiklehrer haben sollte, da warf Mama ihr Auge auf den scheuen, nicht untüchtigen Herrn Schaal. Das war ihr Mann. Denn als sie ihm mit viel Aplomb die Vorteile auseinandergesetzt, die ihm daraus erwachsen würden, daß er sämtlichen Gesellschaften in der Villa Schönleber bewohnen könnte, die Bekanntschaften, die ihm zu Kundenschaften werden würden, u. s. w., da wagte der scheue Herr Schaal gar nicht, den Vorteil, der ihm aus diesem Uebereinkommen erwuchs, nicht einzusehen. So bildet er ein festes Glied von Mamas Miliz, das sich auch zuweilen noch durch den Vortrag eines Musikstückes nützlich macht, und das zu scheu und ungewandt ist, die Kette abzuwerfen, die ihm Schlaueit und Berechnung um den Nacken geworfen haben. Dafür ist ihm aber auch ein Titel zu teil geworden, denn in der Schönleber'schen Familie nennt man ihn „Herr Direktor“. Ella kann doch ihre Musik-Kenntnisse nicht aus dem Vorrat eines simplen Herrn Schaal schöpfen!

Wenn wir einige Kollegen des Hausherrn rasch übergehen, so ist es, weil nicht viel Charakteristisches

an ihnen ist, und sie ausschließlich als Staffage dienen. Damit ist aber der Zeitpunkt da, wo diejenigen anrücken, die bemerkt werden wollen. Da kommt er denn auch, der Glanzpunkt der Gesellschaft. Er ist der Einzige, der von der Köchin stets formell angemeldet wird; er wünscht es so: „Herr Doktor Philibert Feingras!“ Wir können Kathris Meldung noch beifügen „Poet“.

Er steht auf der Schwelle einige Sekunden still und mustert die Gesellschaft wie ein König seine Vasallen. Er ist ein kleines, zierliches Männchen, der kein Härchen mehr auf dem Kopfe hat. Er verneigt sich jetzt mit stolzer Grazie und gewährt damit einen Ueberblick seiner glänzendgewichsten, blinkendblanken Glaze. Und ich bitte, sie wohl zu beachten, diese Glaze, denn sie birgt fast alles, was an Geist in diesem Salon vorhanden ist. Auch der kleine Modellzeichner hat zwar Geist, doch weiß er ihn nicht so hoch im Preise zu halten.

Herr Philibert Feingras hebt jetzt langsam das Gesicht, es ist ein längliches, spitziges, blasses; die wasserblauen Augen erscheinen durch die düster gefärbte Brille tiefdunkel und geheimnisblau. Nur die Nase ist durch ihr chronisches Wässern und Schnupfen recht unpoetisch stark rosa. Der Mann ist Weltchmerzler und ein Feind der Wohlhabenheit, welche nicht bei ihm zu Hause ist.

Auch der Poet gehört zu Mamas Miliz; er lacht zwar im Stillen die ganze Gesellschaft aus, aber — „die Frau lacht gut“.

Und jetzt ist der Kreis vollständig, in dessen Mitte die drei Hauptpersonen, Mama, Ella und der Inspektor, die Pöffe beginnen, die tragisch enden muß. Wir lassen die Spielenden und folgen Jakob. (Schluß folgt).

Zu Johann Jakob Bodmers zweihundertstem Geburtstag.

Von Dr. Hedwig Waser, Zürich.

Mit 3 Illustrationen.



Das Haus „zum Berg“ in Zürich (Bodmers Wohnhaus).

Gerne erinnert sich die Vaterstadt Gottfried Kellers und C. F. Meyers daran, daß sie schon vor anderthalb Jahrhunderten einmal in der deutschen Literatur etwas, und zwar ziemlich viel, zu sagen hatte, wie in der nachklassischen, so einst in der vorklassischen Epoche. Feierten wir doch am 19. Juli, demselben Tag, der uns unsern Meister Gottfried geschenkt, auch den zweihundertsten Geburtstag des Mannes, der die Geistesblüte der Vindicta-Stadt hat wecken helfen.

Damals, da es galt, überall die Lichter der Aufklärung anzustecken, Europa, und besonders die deutschen Lande, aus langem Schlafe aufzurütteln, da brauchte man gerade solche Erwecker, Aufreger, Anbohrer,

NB. Die Kommission der Bodmer-Ausstellung gab eine Serie von ganz vorzüglichen Lichtdruck-Postkarten heraus mit Bildnissen des Gefeierten, sowie mit alten und neuen Ansichten seines Wohnhauses.



J. J. Bodmer.
Kupferstich nach dem Gemälde von C. Füßli.

wie Bodmer einer war — jene klugen, zähen, angriffen Leute, mit Spürnasen in den beweglichen Gesichtern und schnellblickenden Vogelaugen, die überall herumspähen, alles anfassen und die schlimmsten Schäden bloßlegen, da und dort Altes ausrupfen und Neues säen — immer thätig, ohne je in große Tiefe zu steigen, in gefährliche Höhe oder in gemächliche Breite sich zu verlieren.

Das großartigste Beispiel dieser Art ist Voltaire, mit dessen scharfumrissenem Profil dasjenige Bodmers auffallende Ähnlichkeit zeigt. Dieser pflegte mit geheimem Stolz Gäste, die jene nicht selbst bemerkten, darauf aufmerksam zu machen, so z. B. 1779 Goethe und den Herzog Karl August von Weimar; Lavater freilich, der sie begleitete, glaubte abwehrend hinzufügen zu müssen, daß diese Ähnlichkeit nur die des Alters sei, Bodmers Augen, Lippen u. s. w. aber eine Sanftmut, eine Stille zeigten, von welcher Voltaires Kopf nicht einen Schatten habe. Diese Vorzüge meinte Bodmer wohl, wenn er einem andern Gast, dem jene Ähnlichkeit auffiel, die halb demütige, halb stolze Antwort gab: „Es würde zu meinem Ruhme nichts mangeln, wenn ich in allem Herrn von Voltaire gliche; aber vielleicht wäre er glücklicher, wenn er mehr mir gliche“.

Ein heftiges Temperament und leicht verletzte Eitelkeit machen sich gleichwohl zuweilen etwas boshaftig Luft — wie köstlich ist in Kellers „Landvogt von Greifensee“ eine solche Szene dargestellt! Im Grunde aber ist Bodmer gutmütig und opferwillig, wie es ja auch Voltaire sein konnte, — immer auf Seite der Unterdrückten, hat er für politische, religiöse und bürgerliche Freiheit, gegen das Unterthanenwesen, den Zensurzwang

z. B. gekämpft, und wie treulich ist er für die aufstrebende Jugend, männliche und weibliche, besorgt! „Bodmer eine Henne für Talente“ hat Goethe ihn scherzend genannt, und Lavater, der doch grundverschieden von ihm war, pries die Geduld, Weisheit und Heiterkeit, den „sanften attischen Jugendscherz“, des „Vaters der Jünglinge“.

Immer redet man von Bodmer als dem Vater, dem Alten; das Bild der letzten Lebensjahre, wie es ja auch die uns erhaltenen Porträts darstellen, scheint der Erinnerung einzig eingepreßt — es hat aber auch einmal einen jungen Bodmer gegeben, das heißt, einen, dessen Ideen noch nicht zum selbstverständlichen, bereits wieder neu überbauten Grundbesitz der Nation geworden waren. — Alle seine Verdienste zu würdigen, bleibe der ausführlicheren Darstellung der demnächst erscheinenden Festschrift aufbehalten — hier kann nur an das Wichtigste erinnert werden. — Keinesfalls versäume man, die Zeugnisse seiner Thätigkeit selbst sich anzusehen, werden sie doch zur Feier des Geburtstages gesammelt und ausgestellt an der Stätte von Bodmers Wirksamkeit, dem prächtigen, alten Hause zum „Schönenberg“, das einen so lebhaft in ereignisreiche Vergangenheit zurückversetzt.

Schon in seiner Jugend, anfangs der Zwanzigerjahre des 18. Jahrhunderts, war Bodmer mit gleichgesinnten Freunden, besonders dem gründlich gebildeten, feinsinnigen Breitinger, darauf bedacht, „Tugend und Geschmack in unsern Bergen einzuführen“, indem sie in Nachahmung der englischen Wochenchriften, jener Organe des erwachenden Bürgertums, der strengen Zensur zum Trotz, sich als „Mähler der Sitten“ ihrer Vaterstadt aufthaten. Solche „Diskurse“ wurden jeweilen „in das Geschick gerichtet, wenn die Freunde die Limmat hinunter in die Spitze des Platzes spazierten, und es ist remarquable, daß der dritte Diskurs des vierten Teiles „über die Thorheiten der Männer“ eine Geburt ist, welche sie empfangen haben, sitzend in der Mitte eines Kranzes aufgeweckter Töchter auf der Bank des Gestades, wo die Limmat sich mit der Sihl vereinigt.“

Damit war dem englischen Einfluß, der sich im achtzehnten Jahrhundert der deutschen Literatur so fruchtbar erweisen sollte, Thür und Thor geöffnet. Ihr schenkte dann Bodmer als Vorbild erhabenen dichterischen Schwunges, sittlicher und ästhetischer Schönheit, zunächst Miltons „Verlorenes Paradies“ in deutscher Uebersetzung, die den Sängern des Messias zu seinem Werke begeistern sollte. —

Einen andern Schatz fremder Literatur hat Bodmer in seinem Alter durch Uebersetzung ins Deutsche zu heben gesucht: Homer, dessen „ehrllicher Diener“ er nach Herders Urteil genannt werden darf. Die Naivetät und heitere Plastik des Griechen entzückt den Alten so lebhaft, wie einst den Jüngling der erhabene Tiefinn des sentimentalischen Engländers.

Auf Homer und Milton gründeten die Zürcher Freunde ihre Kunstanschauung, die nach gemeinsamen Vorarbeiten von Breitinger in der „kritischen Dichtkunst“ ausführlich dargelegt wurde. Dadurch gelang es den Schweizern, die einseitige und beschränkt = pedantische Literaturherrschaft Gottscheds zu erschüttern, der die Dichtkunst glaubte nach französischen Mustern einrichten

zu können. Wenn sie ihm gegenüber verkündeten, daß die Poesie eine Gabe des Himmels, ihr Gebiet unermesslich sei, neben der wirklichen auch alle „möglichen Welten“ in sich schließend, daß der Dichter besonders durch die Darstellung des Ungewohnten die Gemüter erregen müsse, so liegt in diesem „artigen, ja lustigen Einfall“,

wie Goethe diese Forderung des „Wunderbaren“ nannte, bereits der Keim einer höhern Auffassung der Poesie, das Verständnis der idealistischen Richtung, nach der sich die Gemüter damals aus der nüchternen Gegenwart heraus leise zu sehnen begannen. Freilich war diese Regung bei Bodmer lange nicht stark und bewußt genug,



Johann Jakob Bodmer.

Nach dem Gemälde von Anton Graff. Im Besitze des Herrn Prof. F. von Wyß in Zürich.

daß sie sich in Poesie hätte aussprechen können. Es war eben überhaupt kein Funke produktiven Dichtertalentes in ihm, so unermüdlich er auch sein tägliches Pensum kritzelte, Deutschland mit einer wahren Sündflut schrecklicher Verse überschüttend, die ihm ein gut Stück seines kunststrichterlichen Rufes weggeschwemmt haben.

Die Theorien der Schweizer aber enthielten vieles Brauchbare, was sogar ein Lessing anerkannt hat, während anderes, z. B. die damals beliebte Vermischung der Poesie und Malerei, von ihm angegriffen und beseitigt worden ist.

Jedenfalls hat jene berühmte Fehde zwischen Bod-

mer und Gottsched die Kritik in Deutschland mächtig gefördert, das lebendige Hinüber und Herüber der Geister neu geweckt. Zwischen der Schweiz und dem deutschen Mutterland knüpften sich durch Schrift und Wort und persönliche Beziehung enge Bande.

Hatte noch Haller die deutsche Sprache als eine ihm fremde bezeichnet, so mußten die Schweizer sich nun den durch Gottsched angeregten Forderungen nach reiner, korrekter Sprache doch einigermaßen fügen, wollten sie in Deutschland Eingang finden. Andererseits waren feinsinnige Deutsche, ein Lessing und besonders Herder, einsichtig genug, den Vorteil zu erkennen, den das Einströmen altertümlich origineller Volksmundart in den sonst bald versiegenden Kanal der Schriftsprache bringen könne. Herder findet in den Schweizern auch die berufenen Führer zu den damals fast unbekannten Schätzen altheidischer Litteratur. Sie seien „zu dem rühmlichen Geschäfte die ersten, uns die Machtwörter jener Zeit zu zeigen, zu prüfen und kritisch einzuführen. Sie verstehen diese Wörter mehr als wir, weil sie den Kern der deutschen Sprache mehr unter sich erhalten haben. So wie überhaupt in diesem Lande sich die alten Moden und Gebräuche länger erhalten, da sie durch die Alpen und den helvetischen Nationalstolz von den Fremden getrennt sind, so ist ihre Sprache auch der alten Einfalt treuer geblieben.“ Stolz auf seine Mundart, deren eigentümliche Worte er zu sammeln schon damals beabsichtigte, ruft Bodmer dem ersehnten Klopstock zu: „Komm doch, die Sprache zu hören, die vormalis der fürstliche Herrmann mit dem von Beldeck und Eschilbach redete. Komm und höre, wie sie nach manchem Fluge der Jahre zwischen dem Rhein und der Limmat noch lebet.“ So gelang es ihm, die Gestalten der alten Minnesänger, ja die mächtigen Schatten der Nibelungen heraufzubeschwören. Jene berühmte Handschrift, von ihm zuerst als die Manesse'sche Sammlung erkannt, ließ er aus Paris kommen, um Proben daraus zu veröffentlichen; und um die Mitte der fünfzigerjahre dann wurden aus dem Staube der Hohenems'ser Bibliothek die vergriffenen Handschriften des deutschen Heldenliedes hervorgezogen.

Wenn Bodmer nur diese eine unvergängliche That aufweisen könnte, hätte er es schon damit um Deutschland verdient, daß dessen größte Männer die Schwelle seines gastlichen, aber patriarchalisch-einfachen Hauses betraten, um dem „Alten vom Berg“ ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Da weilte 1750 der junge Klopstock, erst enthusiastisch begrüßt, dann nach schweren Enttäuschungen über den so gar nicht heiligen Sänger des Heiligen mit Behmut als ein verlornen Sohn entlassen; 1752—1753 saß der neunzehnjährige Wieland „in seliger ach! nimmer, nimmer wiederkehrender Beschränktheit, Weltunerfahrenheit und jugendlicher Herzensfülle in eben dem Museum und schrieb an eben dem Tische, wo Bodmer den Eingebungen der patriarchalischen und homerischen Muse horchte.“ Obgleich auch er sich

derselben allmählich zu entziehen mußte, hat er doch Bodmers „Vaterzärtlichkeit und Vaterfürsorge“ ein treues Andenken bewahrt. — Bei Anlaß seiner ersten und zweiten Schweizerreise, 1775 und 1779, besuchte Goethe mit den Grafen Stolberg und dem Herzog von Weimar den Alten, der erstaunt ist, den hohen Herrn „ganz sanft und vertraulicher als einen unserer Kunstmeister“ reden zu hören. Der junge Dichter dagegen spricht wenig, der lehnt am Fenster, mit innigem Blick die herrliche Fernsicht in sich fassend, von der alten Stadt mit ihren Mauern und Türmen, dem glänzenden See, dessen Wellen auch ihn wie einst den Dichtgenossen sanft geschaufelt, bis zu den blauen Bergen, deren Ferne ihn so sehnlich zieht, — das ganze schöne Land, aus dem er „frische Nahrung, neues Blut“ gesogen.

Keihen wir zum Schluß noch mit einem Bekannten Goethes, dem Maler Tischbein, kurz vor Bodmers Tode, im Jahr 1782, im ehrwürdigen Hause zum „Schönenberg“ ein.

Nachdem Tischbein Bodmer gemalt, besuchte er ihn sehr oft, „saß bei ihm auf der Bank und sah aus dem Fenster die schöne Gegend über den Zürichsee hin und die pfeilschnell fließende Limmat und die hohen Gebirge, aus eben dem Fenster, wo Kleist, Wieland, Klopstock, Goethe und Stolberg gesessen und dieselbe Gegend gesehen hatten. Schon dieser Gedanke begeisterte, und dazu kam nun noch der alte, begeisterte Dichter, der mit jugendlichem Feuer von den homerischen Göttern und Helden sprach, so daß man unter ihnen zu wandeln glaubte. Er schenkte mir auch ein Werk, welches er über die Vergleiche und Bilder des Homer geschrieben hatte, und dies war die Hauptveranlassung, daß ich die homerischen Vergleiche und die Hauptbegebenheiten seiner Gesänge zeichnete. Diese Zeichnungen machten dem alten Bodmer viele Freude, weit mehr aber noch ein Bild von Götz von Berlichingen, wie er den Weislingen gefangen hat, für den Herzog von Weimar bestimmt. Als er dieses Bild sah, rief er: „Du stellst mir ihn vor die Augen, den alten, treuherzigen, ehrenfesten Berlichingen, wie ich ihn noch nie gesehen, und Thuisikons Söhne schweben vor meiner Seele. Lange habe ich Germaniens Dichter ermahnt, die Thaten ihrer Helden zu singen, den gewaltigen Kaiser Karl, den Löwen von Braunschweig, den Helden Bernhard von Weimar, aber sie haben meinen Anruf nicht befolgt!“ Er sprach viel und mit Eifer darüber, man solle die Thaten edler und großer deutscher Männer der Nation in Werken der Dichter und Maler als Heiligtum aufstellen, dies bilde den Charakter des Volkes, erwecke und nähre die Vaterlandsliebe und erzeuge den Geist und die Kraft edler Nachseiferung.“

So suchte der Schweizer auch im stammverwandten Deutschland die zähe Liebe zur Heimat, den Sinn für die nationale Vergangenheit zu wecken. — Kurz darauf, am Neujahrstage 1783, ist der unermüdete Altmeister unserer Litteratur zur Ruhe gegangen.

